

Gerd Häfner, München

Bibel im Blog

Theologie treiben im weltweiten Netz

Das Internet bietet Chancen und Möglichkeiten, aktuelle theologische Inhalte zu vermitteln – und zwar weit über den engen Kreis derer hinaus, die einschlägige Fachzeitschriften lesen. Eine wesentliche Voraussetzung ist die Bereitschaft, auf die Fachsprache zu verzichten und Gedanken ungewohnt zu formulieren. Der Beitrag eines Exegeten mag als Beispiel dienen und auch für Liturgiefachleute sowie Seelsorgerinnen und Seelsorger anregen. Er zeigt aber auch: Wer sich so engagiert, setzt sich aus. (Redaktion).

Am Anfang stand ein fast entsetztes Staunen:

Gibt es tatsächlich so viel Unkenntnis, ja geradezu Misstrauen gegenüber der universitären Theologie, wie es sich in manchen Debattenbeiträgen unmittelbar nach dem Memorandum „Kirche 2011: Ein notwendiger

Aufbruch“¹ gezeigt hat? Und daraus folgend die Frage: Kann man etwas dagegen tun? Schon zuvor hatte ich überlegt, ob man mittels eines Blogs Fragen aus dem Studienalltag aufgreifen und in etwas lockerer Form einen Austausch mit Studierenden initiieren könnte. Die Erfahrung nach dem Memorandum gab den Anstoß, es nicht bei der Idee zu belassen, und sie hat dem Projekt eine andere Richtung gegeben als ursprünglich geplant. Eine Verbindung zum Universitätsalltag besteht höchstens am Rand, eine größere Rolle spielen aktuelle Debatten oder Fragen zur Bibel, auf die ich als Neutestamentler stoße oder gestoßen werde und die für ein größeres Publikum interessant sein könnten. Nicht im Rahmen des akademischen Betriebs zu bleiben, ist durch die digitalen Publikationsmöglichkeiten heute kein größeres Problem. Angesichts meiner Vorkenntnisse schien mir das Buch „Bloggung für Dummies“ genau das Richtige. Dessen Lektüre und ein Nachmittag mit einem frei zugänglichen und anwenderfreundlichen Programm genügten, um die technische Seite zu bewältigen. Die Hürden auf diesem Gebiet sind nicht hoch, die Schwierigkeiten liegen andernorts.

Schreiberfahrungen

So muss man sich zwingen, einigermaßen verständlich zu schreiben und den Fachjargon nach Möglichkeit zu lassen. Ein solcher Versuch löst recht gegensätzliche Empfindungen aus. Einerseits kann er sehr anstrengend werden und schmerzlich die Nützlichkeit der Fachsprache vor Augen führen, wenn man mehr Zeit als zuvor gedacht damit verbringt, einen Gedanken anders als gewohnt zu formulieren. Wenn es gelingt, stellt sich andererseits durchaus das Gefühl der Befriedigung ein. Mathematiker und Chemiker brauchen kein schlechtes Gewissen

PROF. DR. GERD HÄFNER

ist Professor für Biblische Einleitung an der
Kath.-Theol. Fakultät der Universität München
sowie Mitglied der Schriftleitung der
Münchener Theologischen Zeitschrift.

¹ http://de.wikipedia.org/wiki/Kirche_2011:_Ein_notwendiger_Aufbruch (1.6.2015).

zu bekommen, wenn sie sich nur ihresgleichen mitteilen können. Bei Theologen liegt der Fall anders: Den dauerhaften Aufenthalt im sprichwörtlichen Elfenbeinturm darf sich die Zunft im Ganzen nicht leisten. Die digitalen Medien zu nutzen kann dabei helfen, den Ausgang aus jenem Rückzugsgebäude zu finden.

Dabei ist eine zweite Hürde zu überwinden: das ungewohnt aktuelle Publizieren. Schreibt man in einem Blog, hat man in den meisten Fällen keinen längeren Vorlauf für Planung, Recherche und Ausarbeitung in mehreren Stufen. Häufig muss man schneller reagieren – und sich zugleich davor hüten, es zu schnell zu tun. Dies gilt vor allem, wenn man sich in Debatten stürzt, bei denen es unmöglich ist, emotional unberührt zu sein. Ich habe deshalb nicht selten trotz der geforderten Aktualität mit dem Schreiben etwas gewartet und fast immer das Geschriebene wenigstens noch eine Nacht abhängen lassen, um danach unnötige Spitzen, Fehler oder Ungenauigkeiten zu entfernen. Manchmal sind einer solchen Korrektur ganze Absätze zum Opfer gefallen. Der Knopf „Veröffentlichen“ mahnt zur Vorsicht: Ehe man darauf klickt, muss man sich klar darüber werden, dass ein Text hinausgeht, der dauerhaft auffindbar bleibt.

Leserschaft

Im Blick auf die Leser/innen liegt ein entscheidender Unterschied zum wissenschaftlichen Publizieren nicht nur darin, dass sie kein Fachpublikum sind, sondern auch in ihrer Zahl. An Goethes Rat darf man sich zwar nicht orientieren: „Wer nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben.“ Aber wer sich ins Netz hinauswagt, kann damit rechnen, dass mehr als die 1,4 bis 7 Leser/innen zusammenkommen, die unterschiedlichen Angaben zufolge ein wissenschaftlicher Artikel durchschnittlich findet. Und dies gründet in der Natur des Netzes: Es produziert Vernetzung. Auch wenn man sich selbst nicht besonders darum kümmert, entstehen Links und Likes (oder auch Empörung), die für Verbreitung sorgen. Am Anfang hatte ich nur einigen Freunden und Bekannten die Internet-Adresse des Blogs geschickt. Nach einiger Zeit fand sich ein Link auf dem „Münsteraner Forum für Theologie und Kirche“, wohl von dort ausgehend auch auf anderen Blogs, schließlich in Wikipedia-Artikeln, in einem Fall auf bildblog.de, also außerhalb des theologischen und kirchlichen Milieus.

Das Netz entfaltet eine Dynamik, die sich nicht steuern lässt. Zu ihr gehört die direktere Rückmeldung. Beteiligt man sich mit einem wissenschaftlichen Aufsatz an der Fachdiskussion, dauert es gewöhnlich eine nicht unerhebliche Zeit, bis eine Reaktion in der Fußnote eines anderen Aufsatzes erfolgt – wenn sie denn überhaupt erfolgt. Die Kommentarfunktion eines Blogs bietet Lesern die Möglichkeit, sich zu Wort zu melden. Wer sich nicht öffentlich äußern will, schreibt eine E-Mail. Selbstverständlich provoziert nicht jeder Beitrag ein Feedback, aber immer muss man damit rechnen. Auch in dieser Hinsicht unterscheidet sich das Schreiben auf einem Blog vom üblichen wissenschaftlichen Publizieren, das im Normalfall viel mehr Zeit lässt, um auf Einverständnis oder Einspruch zu reagieren.

Die Art des Feedbacks ist breit gefächert, reicht von bestärkender Zustimmung über ernsthafte und weiterführende Anfragen bis zu nicht weiter begründeten negativen Statements und skurrilen Formen der Kommunikation (bzw. Nicht-Kommunikation), für die das Netz ja auch bekannt ist. Im Ganzen aber empfinde ich die direkten Kontaktmöglichkeiten, die das Schreiben im Blog bietet, als Ermutigung. Es ist immer wieder überraschend, von welchen Seiten Rückmeldungen kommen: vom Freund aus der gemeinsamen Studienzeit, vom 80-jährigen Pfarrer, der die Beiträge zum Sonntagsevangelium liest, von Mitarbeitenden in

Verlagen, Ordinariaten und Gemeinden vor Ort, von Kolleginnen und Kollegen aus den Fakultäten.

Auseinandersetzungen

In diesem zuletzt genannten Kreis wurde ich einmal gefragt, ob ich noch keine Schwierigkeiten wegen der Bloggerei bekommen habe. Gemeint waren offensichtlich Schwierigkeiten mit der Kirchenleitung. Ehrlich konnte ich die Frage verneinen. Einen Angriff habe ich bisher nur von anderer Seite erlebt. Dass man nicht nur mit Samthandschuhen angepackt wird, muss nicht verwundern, wenn man sich auf Kampfplätze begibt. Wie die Attacke geführt wurde, war dann allerdings ein deutlicher Hinweis darauf, dass das Niveau innerkirchlicher Auseinandersetzungen steigerungsfähig ist. Ausgangspunkt des Streits war ein Beitrag, in dem ich eine historische Argumentation Michael Hesemanns kritisiert hatte. Er hatte in einem Zeitungsgespräch behauptet, man könne die beiden Stammbäume im Matthäus- und im Lukas-Evangelium (Mt 1,2–17; Lk 3,23–38) miteinander in Einklang bringen. Dagegen wollte ich zeigen, dass eine solche Harmonisierung historisch nicht gelingt, u. a. weil legendarische Erzählungen als zuverlässige Quellen ausgewertet wurden. Hesemanns Erwiderung beschränkte sich nicht auf historische Argumentation, sondern stellte mich als unzuverlässigen Theologen dar, den er als Historiker tragischerweise an die Lehre der Kirche erinnern müsse.

Bemerkenswert ist ein Vergleich der beiden Veröffentlichungsorte seiner Reaktion. Auf seiner eigenen Internetseite steht sie bis heute unter dem Titel „Wer Glauben und Geschichte zwanghaft trennt, der bestreitet das Wirken Gottes“². Zugleich hat Hesemann seine Replik auch als Gastkommentar auf „kath.net“ publiziert. Dort lautete die Überschrift: „Wer war Jesu Vater? War Maria wirklich Jungfrau?“ Und der Anrisstext: „Der Münchner Theologieprofessor Gerd Häfner ‚macht Josef zum leiblichen Vater Jesu, obwohl der Text das Gegenteil erklärt‘“³. So mussten die Leser den Eindruck gewinnen, ich hätte mich zu biologischen Vaterschaftsfragen geäußert. Thema und Anliegen meines Beitrags kamen völlig unter die Räder. Dass man aufgrund einer Auseinandersetzung in einer historischen Detailfrage plötzlich als Häretiker dasteht, ist eine aufschlussreiche Erfahrung. Auch für die Frage, wie solche Diskussionsbeiträge wahrgenommen werden, war Hesemanns Replik erhellend.

Nicht untypisch für jenes Nachrichtenportal war den meisten Kommentatoren in den „Lesermeinungen“ fraglos klar, dass der Häretikervorwurf zutrifft. Häfner finde „Glaube doof“, war da zu lesen; er müsse aus Lehrbetrieb und Glaubensgemeinschaft entfernt werden; ein Berufswechsel würde die Ansteckungsgefahr mindern; der Glaube müsse „vor Geistlichen und hochmütigen ‚Professoren‘ verteidigt“ werden.

Wo alles als Analyse gilt, was das eigene Vorurteil bestätigt, zementiert der Ruf nach dem Einschreiten der kirchlichen Autorität („wo blieb denn der Episkopus?“) die bestehenden Lager. Denn wenn der Episkopus in dieser Sache dann untätig bleibt, erscheint dies als weiterer Beleg für den verlotterten Zustand der Kirche in unseren Breiten, in denen besorgte Laien ernsthaft daran zweifeln, dass ihre Bischöfe katholisch sind. Auch dies ist eine Folge digitaler Vernetzung: Es hat sich eine Art privates Lehramt entwickelt, das nach selbstgewählten Informationsquellen die Grenze dessen festlegt, was als katholisch gelten kann.

² Vgl.: <http://michaelhesemann.info/13.html> (5.5.2015).

³ <http://www.kath.net/news/44700> (5.5.2015).

Auf der anderen Seite bieten die Möglichkeiten digitaler Publikation auch die Chance, sich besser zu informieren und Gräben zu überwinden. Nachdem ein Kollege an der Münchener Fakultät durch eine verzerrende Wiedergabe eines Vortrags attackiert worden war, erhielt er einige unfreundliche Mails. Einer der Absender hat allerdings im Nachhinein den Text des ganzen Vortrags gelesen, der im Internet veröffentlicht war. Daraufhin entschuldigte er sich in einer weiteren Mail bei dem Kollegen: Er hatte erkannt, dass er mit den Inhalten des Vortrags übereinstimmte. Es ist in der Tat förderlich, die Position zu kennen, die man angreift – und das Netz macht es häufig recht einfach, an die nötigen Informationen zu kommen.

Lohnt sich der Aufwand?

Auseinandersetzungen strengen an, das Bloggen ist häufig Nacharbeit. Lohnt sich das? Von einem, der diese Form des Schreibens pflegt, darf man erwarten, dass er die Frage bejaht. Es stellt sich ein befriedigendes Gefühl ein, wenn ein Beitrag für den Blog fertig ist; es macht Freude, sich an Debatten zu beteiligen. Die Sinnhaftigkeit des Tuns steht nicht zur Diskussion. Allerdings stellt sich bisweilen die Frage nach den Kräften.

In der letzten Zeit fehlen mir die Freiräume, um die frühere Taktung von Beiträgen beizubehalten: Nach vier Jahren ist es ein wenig ruhiger geworden auf meinem Blog. Zum Teil liegt es daran, dass es – um ein Beispiel zu nennen – nicht sinnvoll scheint, die gefühlte 27. Erwiderung zur Behauptung zu schreiben, die Kirche sei in der Frage des Umgangs mit wieder-verheirateten Geschiedenen an das Wort Jesu gebunden und dürfe von ihm nicht abweichen.

Die Themen bleiben, aber zum Teil fehlt der Eindruck, noch etwas Neues beitragen zu können. Grundsätzlich aber sollten sich die Theologen/Theologinnen in den Debatten außerhalb des akademischen Rahmens nicht zurückhalten. Vielleicht könnte man das Blog-Format auch so einsetzen, dass sich mehrere aus verschiedenen Fächern zusammentun. Meistens haben die öffentlich verhandelten Themen ja einen Zuschnitt, der den Beitrag unterschiedlicher theologischer Disziplinen verlangt. Und um den Bogen zum Beginn zu schlagen: Das Entsetzen über das Misstrauen der Theologie gegenüber hat im Verlauf der Arbeit am Blog der Erfahrung Platz gemacht: Es gibt genügend Leute, die das Wort der Theologie nicht als bedrohlich empfinden, sondern als aufbauend. Sie warten darauf.